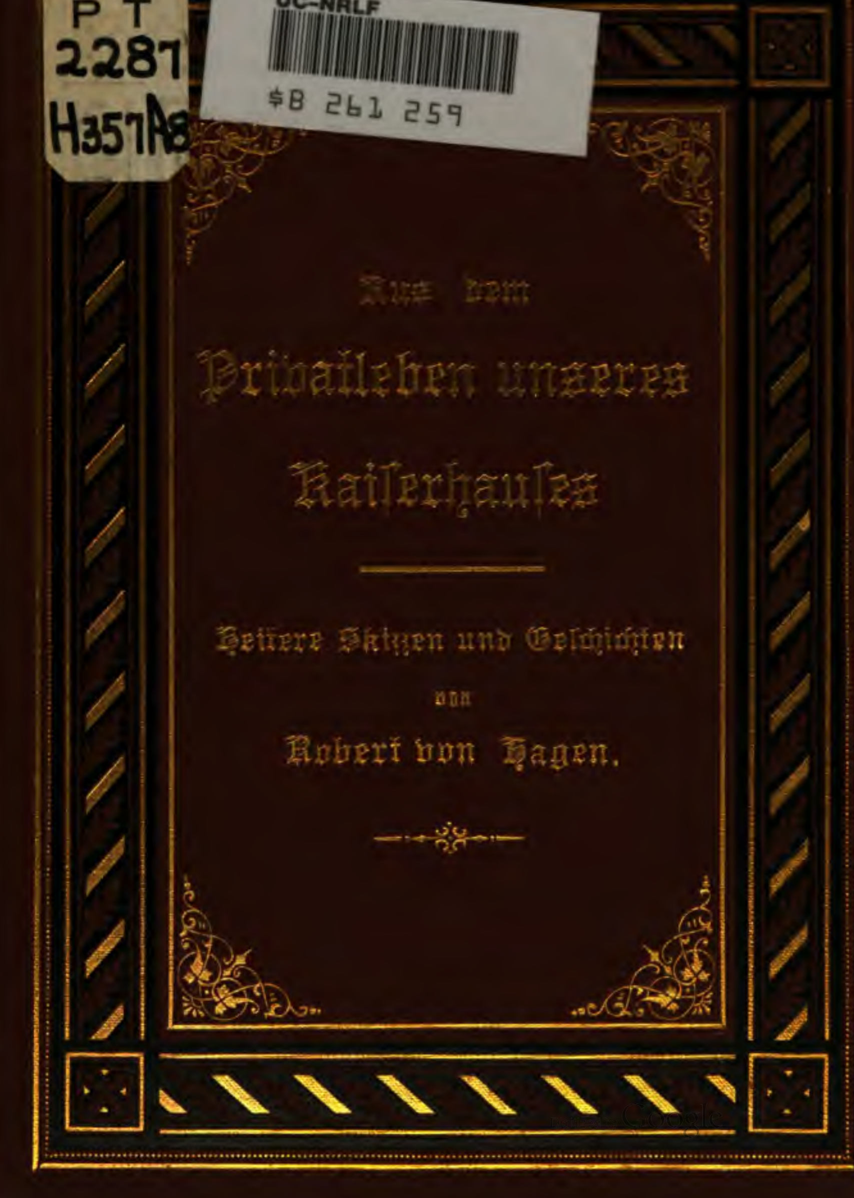
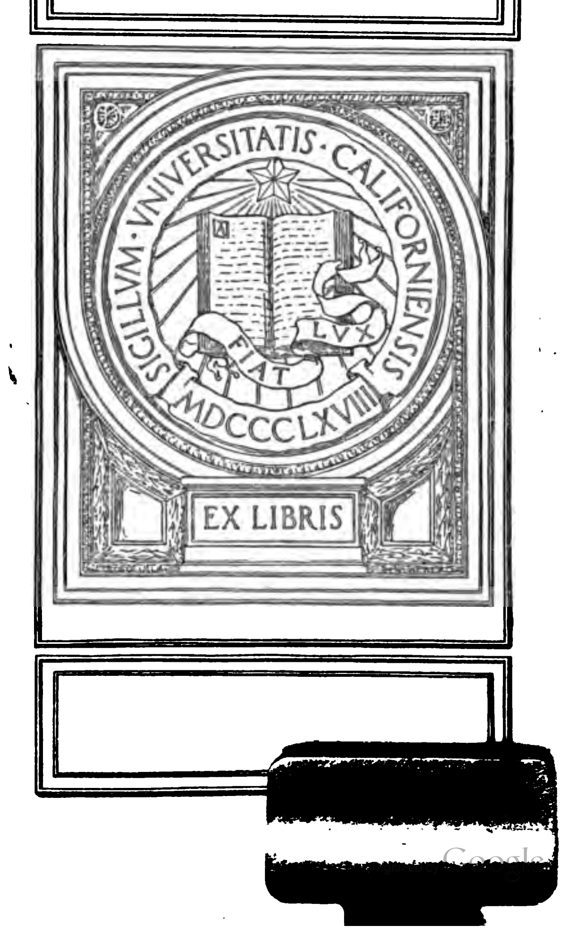
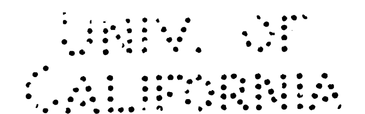

P T
2287
H357A8
UC-NRLF
$B 261 259
Aus dem
Privatleben unseres
Kaiserhauses
Heitere Skizzen und Geschichten
von
Robert von Hagen.
Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Lángba borul az ég
Ha a nap enyeszik!

Berlin 22. April 1891
Der Ahlau.
Robert von Hagen



Aus dem

Privatleben unseres Kaiserhauses.

Heitere Skizzen und Geschichten

von

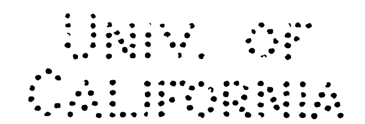
Robert von Hagen.

Berlin 1884.

Verlag von Julius Bohne.

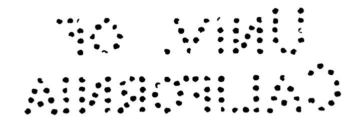
SW. Wilhelmstraße 35.

Inhalt.



Der Glücksbecher des Königs.

Im Jahre 187* war die Badesaison von Teplitz belebter denn je; wußte man ja doch, daß niemand Geringerer als der Kaiser des deutschen Reiches sich in Kürze die wohlthätigen Thermen der „tepla alice“ aufsuchen werde. Was Wunder, wenn außer den wirklich Kranken sich auch viel eingebildete — sogenannte „Luxuskranke“ eingefunden hatten. Zu diesen letzteren gehörte wohl unbedingt auch der Rittergutsbesitzer Herr von Fekete, ein biederer, steinreicher Magyare aus dem Csongrader Komitat, der, trotzdem er täglich sein Gulyasz mit Nockerln, Paprika-Schnitzel, Paprika-Händel 2c. und etliche Flaschen Tokayer mit köstlichem Appetit einverleibte, dennoch wegen „Verdauungsbeschwerden“ einer



der eifrigsten Besucher der Trinkquelle 21,3° R. war. Begleitet war Herr von Fekete von seinem Sohne Gabor (Gabriel), einem hübschen etwa 23 jährigen jungen Manne, welcher im Gegensatz zu seinem cher papa, die deutsche Sprache fließend sprach.

Gabor, Edler von Fekete — wie in der Kurliste stand — war von seinem Vater, einem großen Verehrer Kaiser Wilhelms, zum Besuch des Gymnasiums zu Kassel geschickt worden, und mit nicht geringem Stolz stellte ihn dieser Jedermann mit den Worten vor: „Mein Sohn Gabor, Schulkollega vom Sohn vom wieder Sohn von deutsche kaiserliche Majestät!“ Er meinte natürlich den Prinzen Wilhelm.

Gabor fand es anfangs recht langweilig in Teplitz. „Weißt Du, lieber Vater,“ sagte er zu diesem, „für Deine Krankheit würden die Brunnen von Pystian in Ungarn von derselben Wirkung sein.“

„Du hast Recht, Gabor, aber wir bleiben doch noch so lange hier in Teplitz,“ erwiderte Herr von Fekete, „bis Seine Majestät, der Großpapa von Deinem Schulkollegen — königliche Hoheit — hier eingetroffen ist. Ich möchte doch sehen, ob er hot Aehnlichkeit mit seinem Bild, wos ich hob in unsere Jagdschloß.“

Nach einiger Zeit hatte sich sonderbarer Weise die Ansicht des jungen Mannes über die Heilkraft des

Teplitzer Brunnens plötzlich geändert: „Ich glaube, lieber Vater," meinte er, „es wäre doch gut, wenn Du den Rath des Sanitätsrath befolgen und noch einige Wochen hier verweilen würdest, die Quelle hat Dich wie umgewandelt."

„Aha, ich begreife Dich, lieber Gabor — Quelle hot mich gonz umgewandelt, aber Madel, wos an der Quelle sitzt und Wosser reicht, hot Dich gonz umgewandelt."

Aber lieber Vater, Du wirst doch nicht glauben —?"

„Glauben? glauben haißt nix wissen," unterbrach Herr von Fekete seinen Sohn; „aber ich waiß — ich waiß gonz bestimmt, doß Du jeden Augenblick, den Du nicht mit mir bist, benützt, und zu Madel an Brunnen laufst. Host Dich verliebt in sie. O, glaubst Du, ich habe keine Augen? Voterauge — raicht sehr wait. Wenn ich nehme meinen Becher von der kleinen Hexe und mich dann umdreh', um zu trinken, hopsa, da fliegt ihr von Dir ein Bouquetterl zu, und Du machst Augen wie obgestochene Kalb! Madel is ja hübsch, olles wos recht is, aber für einen ungarischen Kavalier, für einen Edlen von Fekete, paßt sich nicht, daß er poussirt mit Brunnenmadel und wenn Wosser hot noch so viel Heilkraft. Mach' dem armen Madel nicht umsonst den Kopf verruckt."

„Das hab' ich bis jetzt noch nicht gethan, lieber Vater, aber ich muß Dir gestehen, das Mädchen gefällt mir so gut, wie nie vorher ein anderes. Auch ist es keineswegs von allzugewöhnlicher Herkunft. Sie ist Waise. Ihr Vater war Schullehrer in Schlackenwerth bei Karlsbad und starb vor einigen Jahren hier im Spital. Seine Frau folgte ihm bald. Das Mädchen fand Aufnahme bei armen Verwandten. Als die Stelle eines Brunnenmädchens vakant wurde, meldete es sich, und erhielt sie."

„Ei, ei, lieber Gabor, woher waißt Du denn das alles so genau?"

„Nun, ich habe mich erkundigt und von dem Mädchen dies — und nur das Beste vernommen. Mathilde Hausmann, das Brunnenmädchen, ist ob ihrer Ehrenhaftigkeit und Herzensgüte in ganz Teplitz geachtet und beliebt."

„Also Du waißt auch schon, wie sie haißt? Nun Du bist ja recht gut unterrichtet von allem. Am Ende möchtest Du das Madel gar heirathen?"

„Warum nicht, lieber Vater!" sagte Gabor mit Feuer. „Hast Du mir nicht selbst gesagt, daß Du nie Einsprache erheben wirst, wenn ich das ärmste Mädchen erwähle, wenn sie nur brav und rechtschaffen ist und einen untadelhaften Namen hat?"

„Ja, das hob' ich gesagt — ober untadelhaften „odeligen" Namen hob' ich gemeint. Vor allem anderen gebührt es sich, Rücksicht zu nehmen auf unsere Ahnen, die sich im Grabe herumdrehen möchten, wenn ein Edler von Fekete, Schulkollega Seiner königlichen Hoheit Prinzen Wilhelm, bürgerliches Brunnenmadel nimmt zur Frau!"

„Aber, lieber Vater, verzeihe," versetzte Gabor, „ist ja doch erst Dein Vater — mein lieber Großpapa — vom Kaiser Ferdinand in den Adelsstand erhoben worden, früher hießen wir doch auch nur einfach ‚Fekete', also unsere Ahnen datiren nicht besonders weit zurück —"

„Dos is gonz egal, hast Du immerhin anen Ahnen, und wenn ich gestorben bin, hast Du zwei Ahnen. Aber ich werde kurzen Prozeß machen, in 48 Stunden werden wir Teplitz verlassen, damit Dir die verruckte Idee mit Deiner Wassernymphe aus dem Kopf kommt." —

Am nächsten Tage nach diesem Gespräch zwischen Fekete Vater und Sohn waren die amtlichen Gebäude, Hotels und viele Privathäuser mit österreichischen und preußischen Fahnen geschmückt. Kaiser Wilhelm, König von Preußen, der von den Teplitzern so hochverehrte Kurgast, war eingetroffen. In den ersten Tagen hielt sich der Kaiser ein wenig zurückgezogen, so daß nur

Wenige den Vorzug hatten, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Herr von Fekete, der sich aber letzteres fest in den Kopf gesetzt hatte, mußte also füglich seinen Aufenthalt verlängern, was unserem Freund Gabor gar nicht unangenehm zu sein schien.

* * *

Mathilde Hausmann, das reizende, von allen Kurgästen ob seiner ungewöhnlichen Schönheit still bewunderte Brunnenmädchen von Teplitz, ging heute schweigsam, wie gewöhnlich, ihren Obliegenheiten am Brunnen nach. Aber sie sah nicht wie gewöhnlich aus. Eine gewisse Aufregung verrieth sich in den gerötheten Zügen. Auch in ihrer Toilette konnte man eine fast peinliche Sorgfalt wahrnehmen, obwohl dieselbe auch sonst in ihrer Einfachheit stets tadellos zu nennen war. Sie hatte ihren schönsten Sonntagsstaat angelegt. — Kaum, daß ein Kurgast seinen Becher gefüllt erhalten hatte, so wandte sie sich schleunigst um und lüftete einen auf einem Stuhl liegenden Gegenstand — ein herrliches, mit Seidenpapier überzogenes frisches Blumenbouquet, und betrachtete es mit wohlgefälligem Lächeln.

Ein junger Mann trat hastig an den Brunnen heran. Es war Gabor. Ein Freudenstrahl glitt über

das Antlitz des schönen Mädchens. Sie reichte ihm einen Becher Wasser und Gabor that, als ob er trinken würde, um vor den promenirenden Kurgästen seinen unnützen Aufenthalt zu bemänteln. „Oh wie schön Sie sind, Mathilde," flüsterte er, „und heute schöner denn je. Ich bin so unglücklich, wenn ich daran denke, daß ich in wenigen Tagen nicht mehr in Ihre schönen Augen zu blicken vermag. Wir reisen bald ab."

„Sie reisen ab," sagte sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit, „wie alle Gäste, welche ihre Kur beendet haben; und wer kann's wissen," setzte sie mit einem Anflug neckischer Ironie hinzu, „ob Sie, in Ihrer Heimat angelangt, nicht von Neuem Cour — machen. Auf letzteres verstehen Sie sich ganz meisterhaft."

„Sie sind heute so ganz anders, Mathilde — welche Beweggründe haben Sie dazu? Was habe ich Ihnen gethan? Auch fällt mir auf, Sie sind heute geschmückter denn sonst. Kommt etwa irgend Jemand heute zum Brunnen, dem Sie ganz besonders wohl zu gefallen erstreben?"

„Ja, Herr von Fekete, Sie haben es errathen."

„Ah," rief Gabor in aufwallender Eifersucht, „für den ist wohl auch das herrliche Bouquetchen bestimmt, welches Sie dort verborgen haben?"

„Auch das haben Sie errathen, Herr von Fekete."

„Ei, ei, dann ist es wohl Ihr angehender Bräutigam, Ihr erklärter Herzenskönig?"

„Bräutigam? nein, Herr von Fekete, wohl aber mein Herzenskönig, dem ich — wie Wenigen — eine unbegrenzte Verehrung entgegenbringe —"

In diesem Moment kam Herr von Fekete senior.

„Ich bitte Sie," sagte Gabor hastig zu dem Mädchen, „reichen Sie mir schnell noch einen Becher."

Lächelnd wurde seinem Wunsche willfahrt — es war bereits der achte!

„Teremtete," sagte der Alte sichtlich ärgerlich, „such' ich Dich schon ondertholb Stund' in Teplitz und Schönau und konn ich natürlich nicht finden, wenn Du hier — hier — na, wollen wir sogen — ‚Wosser trinkst'. Seit wann host Du denn auch Mogen- und Verdauungsbeschwerden? Fräulein, geben Sie mir gefälligst Becher Wasser!"

Nachdem Gabor seinem Papa in unverzeihlicher Weise vorgelogen hatte, daß auch er ihn seit anderthalb Stunden suche, war dieser beruhigt und über seinen Becher nach dem Mädchen lugend, brummte er in seinen Bart:

„Teufelsjunge, hot gonz meine Geschmack — eh batta, is wirklich Prachtmadel!"

Plötzlich entstand unter den zufällig nur spärlich

am Brunnen befindlichen Kurgästen eine lebhafte Bewegung. Ein Beamter kam hastig herangestürzt und avisirte mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser von Deutschland kommt an den Brunnen!“ und kaum war dies ausgesprochen, da hielt bereits die Kalesche, der Leibjäger sprang vom Bock, öffnete den Wagenschlag und gefolgt von seinem Leibarzt, ohne jedwede andere Begleitung verließ der greise Monarch den Wagen. Die ehrfurchtsvollen Grüße der Umstehenden huldvollst erwidernd, begab er sich an den Brunnen. Purpurröthe übergoß das reizende Gesichtchen des Brunnenmädchens, als es mit einem tiefen Knix das von seiner Hülle befreite Blumenbouquet dem Kaiser — „dem Herzenskönig“ — überreichte und derselbe es freundlich lächelnd mit den Worten: „Ich danke Ihnen, liebes Kind, für die hübsche Ueberraschung,“ entgegennahm.

Der alte Herr von Fekete schwamm in Seligkeit, indeß dem jungen ein Stein vom Herzen fiel ob des Bouquetchens. Des Ersteren größter Wunsch war erfüllt: „er sah den großen mächtigen Vater vom wiederum Vater von Schulkollega seines Gabors“ in unmittelbarster Nähe und vernahm deutlich jedes seiner Worte. Dessen konnte sich keiner seiner Gutsnachbarn viele Meilen weit im Umkreise des Komitats rühmen. Mathilde erschien ihm jetzt in einem ganz anderen Lichte,

hatte nunmehr einen fast „adeligen Anstrich“; hatte sie doch der allerhöchste Herr mit der herablassenden Ansprache „liebes Kind“ beehrt.

Der Leibjäger öffnete ein kunstvoll gearbeitetes, prachtvolles Etui, welches er in Verwahrung gehabt hatte. Der Inhalt desselben bestand aus zwei herrlichen Krystalltrinkbechern, in welche der Buchstabe „W“ und darüber die Kaiserkrone eingeschliffen war. Der Deckel des Etui enthielt im Innern ein silbernes Tablette. Dieses und einen Becher entnahm der Jäger und überreichte die Gegenstände dem vor Verlegenheit fast zitternden Mädchen. Aller Augen schweiften ja vom Kaiser ab hinüber zu der Glücklichen, welche dem allorts und allwärts verehrten Monarchen den labenden Heiltrunk kredenzen durfte. Sie füllte den kaiserlichen Becher, stellte ihn auf das Tablette und erhob die bisher fast beständig gesenkt gewesenen Augen. Da traf sie ein inniger liebeglühender Blick aus dem Auge Gabors; — sie war wie gebannt; die höchste Verwirrung erfaßte sie, das Tablette erhielt eine schiefe Lage, und schneller, als es erzählt werden kann, lag das herrliche Glas, sonderbarerweise nur in zwei Theile zerbrochen, am Boden! — Armes, armes bedauernswerthes Kind! Wie sie so dastand, ringend mit Thränen, fiebernd vor Scham — einer Ohnmacht nahe — —.

„Majestät — Gnade — Verzeihung," das waren die einzigen Worte, welche das arme Geschöpf hervorzubringen vermochte und Thränen in den Augen, warf sie einen flehenden Blick auf den gütig lächelnden Kaiser.

„Beruhigen Sie sich mein Kind," sagte der hohe Herr mit mutheinflößender Freundlichkeit, „das Mißgeschick ist nicht allzugroß, es ist noch ein Reservebecher vorhanden, und für den zerschlagenen da lasse ich mir einfach zu meinem nächsten Geburtstag einen anderen schenken." Und als der gütige Monarch, nachdem ihm das Brunnenmädchen den zweiten Becher gefüllt hatte, sah, daß die Bestürzung noch immer nicht ganz gewichen sei, da meinte er leutselig und lächelnd: „Es wird behauptet, das zufällige Zerbrechen eines Glases deute Glück; nun, ich wünsche, daß sich dies bei Ihnen unbegrenzt bewahrheite."

Anscheinend mehr erheitert, als unangenehm berührt durch die kleine Episode, verließ der Kaiser, überall hin freundlich dankend den Brunnen, von welchem sich nach und nach auch sämmtliche Kurgäste zurückzogen. Nur von Fekete und Sohn waren noch am Platz; Gabor, um die arme Mathilde in warmen Worten zu trösten, sein Vater, um sich mit einem uniformirten Badebediensteten in ein eifriges Unterhandeln einzulassen. Fekete sen. hatte gesehen, wie der letztere

die eine Hälfte des zerschlagenen kaiserlichen Bechers aufgehoben und an sich genommen hatte. Er ließ ihn von diesem Moment nicht mehr aus den Augen:

„Sie werden mir verkaufen der Stuck von der Glas," sagte er zu dem Diener.

„Dös kann i nit Euer Gnaden," sagte der urwüchsige Wiener, „erstens kann i nit wissen, ob's nit reklamirt wird, und zweitens, wenn's nit reklamirt wird, hat das Stuck für mich alleweil an großen historischen Werth und wenn dann zu Ende der Saison der Lord Luftus kommt, dann blecht der für das Stück mindestens seine fünf Pfund Sperlinge. Also, Euer Gnaden werden unter solchenen Umständen einseh'n —"

„Baratom, seh' ich gor nix ein — als, muß ich haben das Stuck. Wos Engländer zahlt, kann Ungarmensch Janos Edler von Fekete, Besitzer von Herrschaft Narhany in Csongrader Comitat, königlicher Vice-Gespan und königlicher ungarischer Landtagsabgeordneter, auch bezahlen. Hier hoben Sie Einhundertguldenzettel, geben Sie mir den halben Becher."

Diesem verlockenden Antrag gegenüber gab's kein Widerstehen, und sowohl Käufer als Verkäufer waren über das abgeschlossene Geschäft hochzufrieden. Herr von Fekete wickelte seinen eben erworbenen Schatz sorgfältig ein, winkte seinem Sohn und beide begaben

sich nach ihrem Hotel. Hier erst erzählte er Gabor von dem Erwerb des Becherstücks. „Gabor, mein einzig und erstgeborener Sohn, komm' an mein Herz, ich bin glücklich; Pester National Museum wird mich beneiden. Aber ich bin nur halb glücklich," sagte er nach einer Pause nachdenklich, „wenn ich nur wüßte, wer hat die andere Hälfte von Becher, ich gebe dafür so viel und alles was man verlangt! Ich reise nicht ab, bevor ich nicht hob' die zweite Hälfte von Becher, donn loß' ich beide Theile in Feuer zusammenkitten, stelle das ganze unter Sturzglas, und wenn Freunde und Gesellschaft kommen auf Schloß, dann sage ich: „Hier, meine Herrschaften, aus diese Becher hot Seine Majestät der Kaiser Wilhelm von Deutschland getrunken!"

„Du willst wissen, wer die zweite Hälfte hat, lieber Vater? Das kann ich Dir sagen: es ist das liebe, herzige Brunnenmädchen; sie hat es an sich genommen zum immerwährenden Andenken an den gütigen Kaiser."

„Gabor, weißt Du das sicher?" fragte hocherregt der Alte.

„Ganz sicher lieber Papa, aber auch das weiß ich sicher, daß jeder Versuch, es von ihr zu erhalten, vergebens wäre!"

„Vergebens? Bei Deinem Vater war im ganzen Leben noch nie etwas vergebens, wenn er hot gewollt.

Sie muß mir die Hälfte von dem Schatz geben, kostet's was kostet!" Und damit hatte er bereits Hut und Stock ergriffen, und eilte dahin, woher er eben gekommen war.

Papa Fekete bot bei der reizenden Mathilde all' seine Liebenswürdigkeit auf, um sein Ziel, — das fehlende Stück — zu erreichen.

„Verzeihen Sie Herr von Fekete, aber nichts kann mich je bewegen, mich von diesem unschätzbaren Andenken zu trennen, am allerwenigsten aber könnten Geldanerbietungen mich dazu bestimmen," antwortete sie entschlossen.

Die Sprache und das ganze Wesen des Mädchens gefielen dem alten Herrn immer mehr und mehr. Er gab sein Verlangen nach dem Schatz vorläufig auf und ließ sich in ein anderes Gespräch ein.

„Und, liebes Fräulein können Sie sich denn glücklich fühlen in ihrer neuen Stellung?" fragte er theilnahmsvoll.

„O gewiß, mein Herr, meine Anforderungen an das Leben sind gering und bescheiden und wenn ich darüber nachdenke, wie traurig und elend es manch' anderen Waisen ergeht, so danke und preise ich innig meinen Schöpfer, daß er bei mir alles so gnädig walten ließ. Ja aber auch glücklich, recht aus tiefer Seele glücklich fühle ich mich oft, wenn ich Beobachtungen

anstelle über die Heilkraft der Quelle aus welcher ich schöpfe. Wie freue ich mich, wenn ich das junge Weib, welches vor kaum zwei Monaten bleich, fahl, abgemagert, schwach und hohläugig im Rollstuhl hierher zum Brunnen gefahren kam, heute leichten gelenkigen Schrittes, mit frischen, klaren Augen und gesund gerötheten Wangen — den gewohnten Trunk einnehmen sehe. Wie freue ich mich, wenn mancher alte Herr, der geplagt von diesem oder jenem Leiden, erst griesgrämig bis zum Exceß und dann nach kurzer Kur aufgelegt zu allen unschuldigen Späßen, den Becher verlangt. Und eben in dieser Freude über das Glück anderer finde ich mein eigenes."

„Madel, Madel! — Das heißt, Pardon, Fräulein!" rief Herr von Fekete, der von dem herrlichen Gemüth des Mädchens gerührt erschien; „das ist brav von Ihnen — und ich sehe, daß er mir nicht zu viel erzählt hat von Ihnen, mein Sohn, der Gabor!"

„Ihr Sohn?" rief das Brunnenmädchen aus und wurde blutroth; „Ihr Herr Sohn hat Ihnen etwas erzählt? — Von mir?" — —

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind," sagte, die Worte des Kaisers gebrauchend, Herr von Fekete, und glaubte sich dabei der Kaiser in Person, „beruhigen Sie sich, liebes Kind, es war nur Schönes und Gutes, was er

erzählte. Also, um noch einmal auf unsere Rarität zu kommen, waren es Ihre letzten Worte? Sie wollen sich niemals und nimmermehr davon trennen?"

„Nein, Herr von Fekete," sagte festen Tones das Mädchen.

„Nun dann," erwiderte er, „bleibt holt nix übrig, als ich muß Ihnen schicken meinen Sohn als Parlamentär — vielleicht hot er mehr Glück ols ich!"

Er wartete keine Antwort ab, und grüßend ging er von dannen.

— — „Ist olles vergebens — dos haißt nur vorläufig," mit diesen Worten trat Herr von Fekete ins Zimmer. „Gabor, Du mußt hingehen — Dir wird sie es nicht abschlagen."

„Vater, das Mädchen hat einen festen Charakter."

„Ich muß aber den onderen Theil haben von dem kaiserlichen Becher, so wahr ich Janos Edler von Fekete heiße!"

Abends saßen Vater und Sohn beim opulenten Souper, welches sie sich in einem kleinen Extra-Salon des Hotels serviren hatten lassen.

„Worum ißt Du nicht, worum trinkst Du nicht, Gabor?" fragte der seinen Sohn abgöttisch liebende Herr von Fekete. „Bist Du krank?"

„O nein, lieber Vater — —"

„Hm, hm,“ machte der gute Alte, „komm, stoß' an mit mir, auf Alles, was wir lieben! Ich für meinen Theil hab' allerdings nix anderes zu lieben als Dich, seitdem Deine gute Mutter todt ist. So, Prosit! Und Du, Gabor? Na, so sprich! Was hast Du lieb außer Deinem alten atya (Vater)?“

Die Wangen des jungen Mannes überzogen sich mit Röthe, er suchte seine Verlegenheit zu bemänteln, indem er ein Glas Wein hinabstürzte.

„Na, sprich doch, Gabor,“ drängte der Alte und legte seine Hand vertraulich auf dessen Schulter. „Na? — Na? — Na, eh batta, wenn is Brunnenmadel, gut, macht nix, so is Brunnenmadel. Hast Du sie wirklich lieb?“

„Ja, theurer Vater,“ antwortete mit Feuer Gabor, „ich habe Mathilde Hausmann lieb über Alles und schäme mich meiner aufrichtigen Gefühle nicht.“

„Hast Du auch nicht nöthig, ich hob das Madel kennen gelernt — sie ist brav und rechtschaffen und wenn sie auch nicht adelig ist, so ist sie doch immerhin eine Bekannte von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser, und wenn sie auch kein Vermögen hot, so besitzt sie doch die andere Hälfte von einem Schatz, na also, Gabor, wenn es Dich glücklich macht, und das Madel ist einverstanden — so könnt Ihr Euch heirathen.

Aber natürlichermoßen, der gemeinsame Schotz muß in Familie bleiben!"

Ueberglücklich umarmte Gabor seinen Vater.

Wenige Tage später fand im Beisein einiger Verwandten Mathildens in aller Stille ihre Verlobung und zwei Wochen später auf Schloß P. im Csongrader Comitat ihre Hochzeit mit Gabor Edler von Fekete statt.

Und so hatte denn Fekete senior endlich die „ondere" Hälfte seines köstlichen Schatzes — und Fekete junior einen köstlichen Schatz als „ondere", respektive bessere Hälfte. Das ehemalige Brunnenmädchen von Teplitz aber hatte die Worte des von ihm so hochverehrten deutschen Kaisers: „Für den zerschlagenen Becher da lasse ich mir einfach zu meinem Geburtstag einen anderen schenken," keineswegs vergessen — denn als dieser Festtag erschienen, da fand sich unter den vielen Liebesspenden von nah und fern auch ein kostbares Etui, dessen Inhalt ein vollkommen gleichartiger Becher war, wie jener in Teplitz zerschlagene.

Jeden Fremden, Bekannten oder Freund, welcher auf Schloß P., und wär's auch nur auf eine Stunde, absteigt, den geleitet unser biederer Papa Fekete hinauf in sein Prunkgemach, und ihn vor ein Sturzglas, unter welchem sich ein zusammengefügter Krystallbecher befindet, führend, erklärt er: „Hier, meine Herrschaften,

Der gütige Monarch, er begiebt sich alljährlich nach Baden-Baden — aber wohl noch nie, seit dem Jahre 1877, hat er es je vergessen, gleich nach seiner Ankunft die Frage zu stellen: „Ist denn der K. hier?“ und die Bejahung dieser Frage zaubert zufriedenes Lächeln auf seine Züge. Aber es vergeht auch kein 22. März, ohne daß das greise Protektionskind ein freundlich kaiserlich Wort zum Geburtsfest zugesendet erhält. „Weder ich, noch Sie bedürfen mehr einer Protektion außer jener da, die aus des Himmels Höhen kommt;“ so sprach sich der Kaiser in einem Briefe aus — „lassen wir die unsere den Kindern zukommen!“ — — —

Nun möchte ich wetten, daß es hauptsächlich die sehr geehrte Leserin hoch interessiren würde, zu erfahren, was aus der kleinen Rechenkünstlerin Selma und deren Schwester Phili geworden ist. — Es sei: — Die Erstere, jetzt 14 Jahre alt, ist nach wie vor die Freude des nunmehr 86 jährigen Großpapa's und läßt sich's nicht nehmen ihm täglich aus den Zeitungen vorzulesen von dem rastlosen segensreichen Wirken des sein Volk beglückenden Kaisers Wilhelm. Phili aber zählt heute als die Gattin des — —, doch das darf ich nicht verrathen — zur Zierde des Berliner Hofes.

Vom alte Herre, der noch so forsch laufe kann.

Einer meiner liebenswürdigsten Freunde hat vor Kurzem ein schmuckes unverfälschtes Schwarzwaldmädele als sein Weibchen heim nach Berlin geführt und stellte mir die junge lustige Frau neulich vor. In ihrem so gemüthlichen Süddeutsch erzählte sie mir nun von der „Hochzeitsreisch“ — daß heißt, wenn mersch e' Hochzeitsreisch nenne kann“ — sagte sie — „denn wir sin blos von Mannheim nach Bade Bade und von da direkt nach Berlin. Mei gut's Männele wollt' ebe, wir solle noch e' biß'le nach der Schweiz fahre' — ich aber hab' g'sagt: „Weißt was, Männele? thu's nit, wir wolle lieber paar Tag in Bade-Bade bleibe, ich möcht' für

mei Lebe gern den alten Kaiser sehe — ich hab' ihn noch nimmer g'sehn, außer am Bild."

„Aber liebes Weubchen," sagt er darauf in seiner hochdeutschen Sprach' — „den Kaiser kannst Du ja dann, wenn wir in Berlün sind, alle Tage sehen — wir wollen unser Reiseprogramm einhalten."

„Also Du schlägst mir mei unschuldig's Verlange rund ab? Schau, Männele, das hätt' ich nit 'dacht von Dir — jetzt sin wir netto 48 Stund verheirath' — — 's is gut — — Du bischt ja das Männe — nei, Du bischt ja der Mann — ich muß g'horche' — Du hascht ja zu befehle'!"

„Befehlen? — ich befehle nicht," sagte er dann, ich bitte Dich blos — und zwar bitte ich Dich vernünftig zu sein —"

„Vernünftig? — also bin ich wohl unvernünftig?" fragte ich dann mei Männele, „und — sehen Sie, mei Herre," sagte sie recht treuherzig, „ich war wirklich recht unvernünftig; denn ich hab' zu weine' ang'fange und hab' so lang' g'weint — — bis ich mein Wille halt doch durchg'setzt hab'!"

Triumphirend sah die junge Frau von mir auf ihr gedankenvoll lächelndes Männele — dann fuhr sie fort: „Ja — und da sin wir also doch nach Bade-Bade g'fahre. Ganz zeitlich — früh um Uhre acht, hab' ich

mich in der Näh' der Villa Meßmer aufg'stellt und hab' g'wart' bis 1/2 12 — und richtig, da is er plötzlich 'rauskommen. 'N Cylinder hat er aufg'habt und in langen grauen Havelock und e' Spazierstöckle — aber nit vielleicht, um sich d'rauf zu stütze' — Gott bewahr' — so ganz leicht in der Hand hat er's g'halte. Die Leut' hab'n alle reschpectvoll ihre Hüt' 'zoge und ich hab' 'n tiefen, tiefen Knix g'macht. Das gute alte Herrle hat mich dabei so freundli anguckt und so herablassend 'dankt, als wenn wir beide aus ein' und demselben Ort im Schwarzwald wären. Dann is er zu Fuß und ganz allein bis nach dem Hotel Angleterre 'gange. Ich hab' ihm noch e' ganze Weil' nachg'schaut: „Nei, — wie der alte Herre noch forsch laufe kann! — mer möcht's nit glaube', wenn mer's nit selbst g'sehe' hätt'! — So, sehe Sie" — schloß sie ihre muntere Erzählung „vom alte Herre der noch so forsch laufe kann" -- „das war unser erster und hoffentlich auch unser letzter Streit — — aber — — durchg'setzt hab' ich mei' Wille doch!"

Wie ich beinah' lutherisch geworden wär'!

Eine Jugenderinnerung.

Also die Sache war so!

Ich gehörte damals — netto vor einem Vierteljahrhundert — dem adeligen Institut „Maria Theresianum" zu Wien als Kadett an. Unseren täglichen Spaziergang nach dem Glacis oder dem Prater unternahmen wir stets in Reih und Glied unter Aufsicht zweier würdigen Professoren und nur bei ganz besonderen Anläßen, wenn wir z. B. von einem Familienmitglied ausgebeten und abgeholt wurden — gab es eine Ausnahme von der Regel; derjenige aber, dem eine solche Ausnahme bewilligt wurde, dieser Glückliche wurde von den Anderen gar viel beneidet.

Der 15jährige Baron Arthur von K . . . . . . ky hatte es zu einer gewissen Virtuosität gebracht, sich durch Vermittelung einer Unzahl wirklicher oder angeblicher Verwandten alle Nasenlang einen Freiausgehtag zu verschaffen. Bald hatte seine Mama Namenstag, dann war wieder Tante so und so plötzlich schwer erkrankt — oder ein Bruder aus der entfernten Garnison auf Urlaub gekommen — dann reiste wieder Papa nach Karlsbad. Mindestens aber alle vierzehn Tage verlobte sich eine seiner Cousinen, wozu er natürlich auch geladen war.

Eines Tages kam er sogar mit der unverschämten Lüge, sein Onkel, der damals Gesandter in Konstantinopel war, sei angekommen und er müsse ihn begrüßen, da dieser am nächsten Tage wieder nach der Türkei zurückfahre. Auf das Vorhalten unseres Hofraths, daß man von der Ankunft des Gesandten in der Zeitung ja garnichts gelesen habe, antwortete er mit wichtiger, geheimnißvoller Miene: aus politischen Gründen werde seine Anwesenheit geheim gehalten und er bat zugleich, der Herr Hofrath möchte doch nichts davon verlauten lassen. Unserem Korpsgeist vertrauend, machte sich dann der kleine Schwindler uns gegenüber ob seiner Raffinirtheit noch obendrein lustig. Das ärgerte mich speciell gar sehr, aber den Angeber mochte ich denn

doch nicht machen; so beschloß ich denn in Gemeinschaft mit noch zwei Schlafsaalkollegen den kleinen Schwindelmeyer auf eigene Faust hin zu bestrafen. Vor dem Schlafengehen zogen wir auf halbe Kniehöhe von dem ersten auf der linken Längenseite stehenden Bett nach dem auf der rechten Seite gegenüber befindlichen einen Strick recht straff und berechneten mit teuflischer Bosheit und Schadenfreude, daß Baron von K......ky beim Nachhausekommen, wenn er zu Bett gelangen wolle, unfehlbar über den Strick fallen müsse. Das war — wir wußten es — zwar nicht hübsch von uns, aber egal, schon der Gedanke an das, was da kommen müsse, machte uns riesigen Spaß und wir lachten im voraus wie Tollhäusler. Aber es kam anders. Gegen 10½ Uhr war's.

Wir — die drei Attentäter — lagen zwar in unsern Betten, schliefen aber nicht. Wir wollten wachend des Vergnügens genießen, den ahnungslosen „Schwindlofsky", wie wir ihn insgeheim nannten — über den gezogenen Strick purzeln zu hören. „Bst! bst! — still — nicht lachen — hört Ihr? jetzt kommt er; — bst! — aber so lacht doch nicht! Und, daß keiner etwas verrathet! Hört Ihr? — So — jetzt ganz ruhig!" So riefen wir uns gegenseitig leise zu, als draußen am Korridor Schritte hörbar wurden. Alles war

mäuschenstill! Da ging die Thür leise auf und — — sachte, mit hochgehaltener Laterne, um den ganzen Saal übersehen zu können, trat der bei unserer Klasse diensthabende Pater Vincentius — ein ziemlich korpulenter Kapuzinermönch — ein, um zu inspiciren, ob auch schon Alles schlafe und nicht Einer oder der Andere, wie das schon vorgekommen war, beim Schein einer Blendlaterne den bösen, eingeschmuggelten Dumas oder gar de Kock verbotenerweise lese. Ein sanftes Lächeln der Zufriedenheit überzog das gutmüthige Mönchsgesicht, als er mit Ausnahme des urlaubhabenden Barons all' seine Schäfchen den Schlaf der Gerechten schlafen sah. O, hätte er ahnen können, daß darunter drei Wölfe in Schafshaut hinterlistig durch die halbgeschlossenen Augenwimpern jede seiner Bewegungen beobachteten! Solche Hinterlist argwohnte er nicht.

Als er aber die linke Hand wie segnend ausstreckte, leise die Worte aussprechend: „Friede sei mit Euch und friedlich seien Eure Träume," — und als er langsam vorschritt nach dem Bettzwischenraum des Saales — da kämpfte es in mir, ob ich ausrufen sollte: „Hochwürden Pater Vincentius, geben Sie Acht, daß Sie nicht fallen – unten ist ein Strick gespannt!" Aber ich zögerte zu lange und — — — plautz! — da lag der gute, liebenswürdige Pater, während des Falles

ausrufend: „Satanas weiche!" — Die Laterne rollte einige Schrittlängen weiter, ohne sonderbarerweise zu verlöschen. Tiefe Reue erfaßte uns drei Attentäter, als wir sahen, welches Mißgeschick unseren Pater, dem wir ohne Ausnahme von Herzen gut waren, durch unseren bösen Streich ereilt hatte. Wie auf Kommando sprangen wir aus unseren Betten, und im allerbescheidensten Linnenkostüme uns präsentirend, halfen wir gemeinsam dem Pater Vincentius, der glücklich mit dem Schreck davongekommen war, wieder auf die Beine. Die anderen 6 Schlafsaalgenossen rieben sich, im Bette aufrecht sitzend, die müden Augen und glotzten verdutzt auf die Scene. Sie hatten keine Idee, was sich eben zugetragen hatte.

„Es ist eine zu weit vorgerückte Stunde, der Sache noch jetzt näher zu treten," sagte Pater Vincentius voll Sanftmuth und Ergebenheit; „geht wieder zur Ruhe, meine Söhne — das Weitere wird sich morgen finden."

Damit drängte er uns wieder in unsere Betten und unterzog sich eigenhändig der Mühe, den Strick von den Bettfüßen zu lösen und als corpus delicti an sich zu nehmen.

„Gelobt sei Jesus Christus," mit diesem Gruß verließ er langsam den Saal, indeß wir Alle mit: „In Ewigkeit Amen!" antworteten.

Nächsten Tages wurde die ganze Schlafsaal-abtheilung zum Institutsrapport citirt und bekannten wir Drei uns auch ohne Weiteres als die Schuldigen, gaben aber an, daß der „Fall" unserem Kameraden v. K. zugedacht gewesen war und nicht etwa dem hochwürdigen Pater Vincentius. Das Urtheil lautete für mich — als den Anstifter — vier Tage strengen Zimmerarrest, für die beiden Anderen aber blos 2 Tage einfachen Hausarrest. — Pater Vincentius hielt mir, nachdem der hochnothpeinliche Rapport beendet war, noch eine kleine Predigt: „Mein Sohn," sagte er, „ich habe Dir speciell einen viertägigen Zimmerarrest ausgewirkt, damit Du in Dich gehst — Selbstbetrachtungen anstellst und Zeit und Muße hast, die 30 Vaterunser, 30 Ave Maria's und 25 Rosenkränze, welche ich Dir noch als besondere Buße auferlege, abzubeten. Doch ehe Du Deine Strafe antrittst, mein Sohn, empfange noch diesen väterlichen Streich, der Dich an Deinen kindlichen stets erinnern mag," — und in aller Sanftmuth und Ergebenheit gab mir der hochwürdige Herr -- einen Backenstreich, der nicht von schlechten Eltern war.

Wüthend stürzte ich von dannen, hinein ins Klassenzimmer — racheschnaubend! „Das mir! Ha! Pater Vincentius, Du wolltest es nicht anders! Mein Entschluß steht fest — unabänderlich fest!"

„Aber was hast Du denn, bist Du toll geworden — vier Tage Zimmerarrest, das ist ja gar nicht so schlimm — —“

„O sprecht, was Ihr wollt, ich lasse mich von meinem Entschluß nicht abbringen — er ist bei mir festgewurzelt!“

„Aber H.'chen, Du wirst Dir doch nicht etwa das Leben nehmen wollen?“

„Pah, ich mir das Leben nehmen wegen Pater Vincentius? Keine Spur — o, ich räche mich ganz anders — ich räche mich ganz furchtbar an ihm!“

„Nun, was willst Du denn thun?“

„Was ich thun will? Nun hört: Sobald ich das Theresianum verlasse, werd' ich lutherisch — ja, ja, lutherisch, dem Pater Vincentius zum Aerger! — Und dann hat er mir gar nichts mehr zu sagen.“

„Der H. will lutherisch werden,“ hieß es bald darauf im ganzen Theresianum.

* * *

Einige Jahre später stand ich beim Regiment „Liechtenstein-Husaren“ und machte meinen früheren Professoren und einigen im Institut noch weilenden jüngeren Kollegen eines Tags Besuch; natürlich auch dem Pater Vincentius!

„Nun, Herr Lieutenant," sagte er lächelnd, „sind Sie abtrünnig geworden? Sind Sie lutherisch geworden, wie Sie's verheißen hatten?"

„Nein, Pater Vincentius, ich bin geblieben, was ich war, denn was der leichtfertige Mund damals aussprach, daran glaubte das Herz ja doch nicht!"

„Und was glaubte das Herz?"

„Es glaubte schon damals wie heute, daß Derjenige, welcher aus Trotz und Aerger den Glauben, in dem er geboren und erzogen wurde, zu wechseln im Stande ist — unwürdig sei, ein Kind unseres einzigen und gemeinsamen Gottes zu sein!"

„Reichen Sie mir die Hand," sagte der Kapuziner, und drückte mir warm die Rechte. — —

Als Don Alfonso, welcher ebenfalls seine Erziehung im Wiener Maria Theresianum genossen hat, das Institut verließ, um bald seiner Mission als König von Spanien zu folgen, da bat er den Pater Vincentius, ihn an seinen Hof zu begleiten. Derselbe willigte ein und zählt heute zu den intimsten geistlichen Würdenträgern des Königs von Spanien.

Sollte Jemand aus dem Gefolge unseres Kronprinzen, welcher, wie bekannt, dem König von Spanien einen Besuch abstattet, den ehemaligen Pater Vincentius zu sehen bekommen, — eh bien, meinen herzlichsten

Gruß dem hochwürdigen Herrn, durch den ich beinah' lutherisch geworden wär'. —

— — — — — — — — — — — —

Vorstehende kleine Jugenderinnerung war kurz vor der im November 1883 erfolgten Abreise Sr. Kaiserlichen Hoheit des deutschen Kronprinzen nach Madrid im Feuilleton der Berliner „Staatsbürger Zeitung" erschienen. Recht angenehm überrascht war ich, als in Folge dieses kleinen à propos einige Tage darauf mir durch einen meiner Freunde ein liebenswürdiger Vermittler meiner obigen Grüße an Pater Vincentius proponirt, und ich demselben vorgestellt wurde. Herr v. S. erledigte sich seines Auftrages in charmantester Weise, denn ein mehr denn liebenswürdiges Schreiben „Sr. Eminenz Vincentius Forns — de dato Madrid 22. 11. 83, Calle de Jardines No. 40" läßt mich nun wissen, daß der gute, freundliche Pater sich noch mit Vergnügen meiner erinnert, daß ihn die Wiedergabe der kleinen Episode herzlich ergötzt habe, er aber eine große Genugthuung und Freude empfinde, den ruhmreichen Repräsentanten jener großen Macht, unter deren Fittichen ich weile, kennen gelernt, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben und durch seine Ansprache beglückt worden zu sein.

Die Rose von Jericho.

Na Gottlob, all' diese Formalitäten, das Besuchempfangen und erwidern, das Geschenke sondiren, das Anhören der überschwänglichsten Gratulationen und so weiter und so fort waren überstandene Dinge, auch den erbetenen dreimonatigen Urlaub hatte der glücklichste aller Ulanen-Rittmeister bereits in der Tasche. Was nun? Wohin?

„Ja, wohin mein theures Weibchen, wohin ‚müssen' wir jetzt reisen?"

„Du hast Recht Hans, daß Du das ‚müssen' so betonst; denn obwohl ich am liebsten in der Residenz bleiben würde, ‚müssen' wir, um nicht gegen die heiligsten Traditionen nobler Ehen zu verstoßen, über Stock und Stein abreisen. Aber wohin? Nach dem Rhein?"

„Nach dem Rhein mein süßes Täubchen, ist's noch zu früh — wir sind im März — —"

„Geschieht Dir ganz recht," sagte das allerliebste Frauchen, „warum wolltest Du auch mit der Hochzeit nicht mindestens bis zum Mai Dich gedulden. Eh bien, gehen wir nach Nizza!"

„Nach Nizza theu'res Gretchen? Dahin ist's zu spät, die Saison ist längst vorüber."

Es wurde nun hin und her nachgedacht, indeß immer fand sich ein „aber".

„Höre Hans, aber lache mich nicht aus — wohin, sagtest Du neulich, müsse man alle Juden schicken?"

„Nach Palästina, mein Kind."

„Ganz richtig; nun wie wär's, wenn wir uns dies Land ansehen würden, bevor es noch von Deinen ‚Herzensfreunden' total bevölkert ist? Ach, ich denke mir das zu schön, zu interessant, all' die geheiligten Orte wie Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Golgatha, Jericho und wie sie alle heißen, zu besuchen."

„Sieh', Gretchen, Du hast da eine ganz köstliche Idee," sagte der Rittmeister. „Auf nach Palästina! Ach, das wird ja eine ganz prächtige Reise — über Prag, Wien, Gratz, Triest, dann nach Alexandria, Jaffa u. s. w. u. s. w. — Du nimmst doch Lisette mit, natürlich?"

„Ja, und Du nimmst Fritz mit. Ach Hans, wie freue ich mich, auf diese Reise!" — —

Achtundvierzig Stunden waren unter Reisevorbereitungen schnell verstrichen. Lisette, die Zofe, und Fritz, der Privatdiener des Rittmeisters, hatten alle Hände voll zu thun. Fritz ein echter Berliner Junge, war ein Original, immer lustig und fidel, dabei aber treu und ehrlich, und ging, wenn's sein mußte, für seinen Rittmeister ins Feuer und ins Wasser.

„Herr Rittmeister," meldete er, „es is alles ufgeladen unten uf'n Wagen."

„Nun gut, fahre mit dem Gepäck voraus nach dem Anhalter Bahnhof — wir kommen bald nach" — befahl sein Herr.

„Na adjes," sagte Fritz zu der wehmüthig dreinschauenden zurückbleibenden Köchin, „nu jehts nach Palästina zu die Terken und die Araber. — Lassen Se sich man die Zeit nich lange werden."

„Adjes Fritz," erwiderte die Minna, „kommen Sie gesund zurück und lassen Sie sich von so 'ner alten Araberin nich beschwatzen; denn das sollen ganz jeriebene Frauenspersonen sind — —."

„Seien Sie nich bange, Minna, wo werd' ich mir mit so 'was inlassen; das sind ja ganz schwarze Mächens und ick bin doch 'n heller Junge! Na adjes, Minna!"

* * *

Die glücklichen Neuvermählten, waren nach ganz kurzen Aufenthalten in Wien, Triest und Alexandria, in Jaffa angelangt, woselbst Maulthiere gemiethet und unter Geleit zweier Beduinen, welche der österreichische Konsul liebenswürdigst zur Verfügung gestellt hatte, die nun etwas beschwerlichere Weiterreise bis nach Jerusalem angetreten wurde. Der eine der Beduinen, welcher einige Worte italienisch sprach, blieb zur Seite des jungen, fröhlich in die Welt hinausblickenden Paares, indeß der andere neben Lisette und Fritz hertrollte. Er hätte gar zu gerne eine Konversation eröffnet, indeß über die Frage: „Dutschisch?" worunter er wohl „deutsch" gemeint haben mochte, kam er nicht hinaus.

„Jut Berlinsch," erwiderte Fritz, „und Du bist wohl 'n Kaffer?"

„Da, da!" erwiderte der Beduine.

„Na, sehn Sie, Jungfer Lisette, ich habe es gleich gesagt!"

Die kleine Karawane kam an einem der sieben Thore Jerusalems, am Thor San Salvadore, an und schlug sofort den Weg nach dem gleichnamigen Kloster San Salvadore, woselbst Wohnung genommen werden sollte, ein. Jerusalem! Welch' Anblick für aus einer europäischen Großstadt kommende Fremde! Von hohen

Mauern mit Eckthürmen umgeben, unregelmäßig gebaut, ohne Pflaster, so daß der Staub und der Schmutz fast das Fortkommen in den Straßen hindern, bietet die Stadt einen sehr traurigen Anblick dar, der durch die dicht verschleierten Gestalten der Frauen und den Anblick stumpfsinniger, träger Türken noch erhöht wird.

Man war im Franziskaner-Kloster San Salvadore angelangt. In demselben finden Christen aller Bekenntnisse freundliche Aufnahme. Einfach möblirte, indeß äußerst rein gehaltene Zimmer wurden den Ankommenden angewiesen und ein Seufzer der Erlösung entstieg aller Brust, als einer der Mönche im fließenden Deutsch Rede stand. Es war ein Franziskaner, Pater Florian aus Iglau in Mähren, und gehörte bereits seit 21 Jahren zu den Hütern des Heiligen Grabes. Der würdige Pater war hocherfreut, nach langer Zeit wieder deutsche Laute zu vernehmen, und trug sich dem Rittmeister sofort als Cicerone für Jerusalem und die der Besichtigung werthen Orte der Umgebung an. Nach eintägiger, so nothwendiger Ruhepause wurden denn die freundlichen Dienste des ehrwürdigen Paters mit Vergnügen angenommen und, nachdem der Garten des Oelberges, — des höchsten Berges des jüdischen Landes, — welcher eine halbe Meile von Jerusalem sich erhebt, die Kapelle des Grabes der heiligen Jungfrau und der

Grotte des bittern Kelches, die kleine Moschee auf dem Fleck der Himmelfahrt, das Haus des Kaiphas und das Haus der Einsetzung des Heiligen Abendmahles und die Ruinen von Davids Palast besucht worden, sodann innerhalb der Stadt die Schmerzensstraße (via dolorosa), auf welcher Jesus den Weg zum Tode ging, besichtigt war, wurde ein Ausflug nach dem eine Meile von Jerusalem entfernten Dorfe Bethlehem, dem Geburtsort Christi, unternommen. Bethlehem hat etwa 300 Häuser mit 2500 bis 3000 Einwohner und liegt reizend an einem ganz mit Weinstöcken und Oelbäumen bedeckten Berge.

Pater Florian führte seine Schutzbefohlenen nach der Stelle, an welcher angeblich Christus geboren wurde, und über welcher sich eine unter Justinian erbaute Kirche, Mar;a zur Krippe (di presepio) wölbt. Der Protektion Pater Florians war es zu danken, daß ein Becken von Marmor, in welchem Christus als Kind gelegen, gezeigt wurde. Dies geschieht für die Pilger sonst nur am Ostersonntag. Es wurde nunmehr ein Ausflug nach Jericho gemacht.

Diese Stadt des alten Judäa sollte für das junge Ehepaar in doppelter Beziehung ereignißreich sein. Da sie von da aus die Ufer des Jordans besuchen wollten, so wurde hier auf mehrere Tage Quartier genommen.

Der würdige Pater hatte sie auch hierher begleitet. Südwestlich von Jericho, knapp am Jordan, befindet sich eine kleine Kolonie, gebildet aus jüdischen und armenischen Händlern. Dieselben bieten den Pilgern, welche hauptsächlich zur Osterzeit herbeiströmen, geschnitzte Holz- und Elfenbeinkreuze, Krippen u. s. w. an. Einige dieser schlauen Käuze treiben die Unverschämtheit so weit, den gläubigen Christen verfaulte Holzspäne, angeblich vom Kreuze Christi herstammend zum Kauf anzubieten. Gar Viele fallen auf diesen Schwindel hinein. Einige der Händler wohnen des Jahres über in Jericho und begeben sich blos zur Osterzeit nach der Kolonie Risah.

Unsere jungen Orientreisenden traten in den Laden eines derartigen armenischen Händlers, um einige Andenken zu kaufen. Der Mönch machte den Dolmetsch. Ein bildschönes, etwa zwölfjähriges Mädchen mit sprühenden, schwarzen Augen und braunem Teint, war ebenfalls im Laden zugegen und schnitzte mit großer Kunstfertigkeit an einem Kreuz.

„Sieh' doch, wie geschickt die kleine Orientalin da arbeitet," sagte der Rittmeister zu seiner Frau.

„Ach, is nix zu mak schwer," antwortete zum großen Erstaunen der Europäer das Mädchen.

„Wie, Du sprichst deutsch?" fragten Alle wie aus einem Munde.

„O, ein wenik," antwortete die Kleine verlegen; „mein Vater war ein Dutschisch aus Berlin!"

„Welch' Zufall!" rief die junge Frau aus und setzte sich vertraulich neben das Kind. „Und wie kommst Du hierher, an die Ufer des Jordan? Erzähle, mein Kind."

Und so erzählte denn das Mädchen in, wenn auch gebrochenem, so doch immerhin verständlichem Deutsch, Folgendes: „Mein Vater war seinerzeit Diener bei einem deutschen Prinzen und gehörte zu seinem Gefolge, als dieser eine Reise nach dem Orient unternahm. In Jericho angelangt, wurde mein Vater, welcher Wollinger hieß, plötzlich schwer krank und mußte, da die Krankheit sich sehr ausdehnte, allerdings versehen mit reichen Geldmitteln, bei einer armenischen Familie in Pflege zurückgelassen werden. Eine junge Armenierin, Sal-ak-ber, pflegte ihn mit größter Opferwilligkeit, und als er genas, da heirathete er sie und wurde in Jericho, wo er einen Handel mit Elfenbeinwaaren anfing, ansässig. Ich kam zur Welt, doch der Sherif verbot, daß ich nach christlichem Gebrauch getauft und erzogen wurde. Mein Vater unterrichtete mich im Deutschen, welches ich sehr bald ziemlich gut erlernte. Meine gute Mutter starb vor vier Jahren und mein geliebter Vater folgte ihr ein Jahr später."

„Und wer ist dieser Mann, der Händler?“

„Dem gehöre ich an, er hat über mich zu befehlen.“

„Erkläre das näher, mein Kind,“ sagte der Rittmeister.

Das Mädchen warf einen furchtsamen Blick nach dem Händler und sagte schüchtern: „Als mein Vater starb, behauptete der Mann da, er hätte noch 5000 Piaster von ihm zu bekommen, und da nahm er denn alles, was nach seinem Tode zurückgeblieben war, an sich — und mich dazu. Ich muß für ihn arbeiten.“

„Und behandelt er Dich denn gut, mein Kind?“ fragte die Baronin.

„Oh, wenn ich nicht genug arbeite, bekomme ich 10—15 Bambusstreiche auf die Fußsohlen aufgezählt,“ erwiderte die Kleine.

„Hast Du denn gar keine Verwandten mehr?“

„Keine.“

„Armes, bedauernswerthes Kind,“ sagte Frau von Mürzbach und sah ihren Gatten sinnend an.

„Ich glaube Deine Gedanken zu errathen, mein theures Weib; sprich sie aus — Du möchtest das Kind hier auslösen und es mit nach Deutschland nehmen?“

„Ja, mein Hans, Du hast in meinem Herzen gelesen, es wäre eine große Osterfreude, welche Du mir hierdurch bereiten würdest.“

Der Mönch wurde nun gebeten, mit dem Armenier in Unterhandlung zu treten und eine Abstandssumme zu bieten. Der Armenier ging schneller, als man es erwartet hatte, auf den Handel ein und gab sich mit einer verhältnißmäßig geringen Summe zufrieden; die Angelegenheit mußte jedoch vor dem Sherif von Jericho zum Austrag kommen; denn dieser wollte doch auch — wie dies bei türkischen Beamten stets der Fall ist — sein Profitchen einheimsen. Das Mädchen, Algar Rose Wollinger, willigte mit tausend Freuden ein, in das Vaterland ihres verstorbenen Vaters geführt zu werden.

* * *

Am Ostersonntag 1876 spielte sich in der Mitte des Jordanflusses, etwa eine halbe Meile von der Kolonie Risah entfernt, eine erhebende Scene ab. In einem großen Kahn befanden sich sechs Personen. Der Rittmeister Freiherr von Mürzbach und dessen Gattin, der Franziskanermönch Pater Florian, Fritz und Lisette und das Mädchen von Jericho. Der Mönch sprach mit lauter Stimme in deutscher Sprache ein Gebet, sodann wandte er sich an das ganz in Weiß gekleidete Kind mit den Worten: „Bisher Algar Rose genannt, jetzt Margarethe Rose von Jericho, beuge Dein Haupt vor=

wärts, auf daß es sich spiegele in den Fluthen des heiligen Flusses Jordan, und empfange im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes die Heilige Taufe!" Und seine Hand dreimal in den Fluß tauchend, träufelte er das Wasser auf das Haupt des Kindes.

Begleitet von den Segenswünschen des würdigen Pater Florian verließ das junge Ehepaar, dessen Gefolge nunmehr um eine Person verstärkt war, kurz nach Ostern Palästina, machte noch eine Runde durch Italien und traf, noch bevor der Urlaub des Rittmeisters abgelaufen war, wieder in der Residenz ein.

Die Rose von Jericho, die immer schöner und herrlicher erblühte, erhielt in einem Pensionat der französischen Schweiz eine glänzende und vollkommene Erziehung und wurde, da das vom Rittmeister dem Jordan entnommene Wasser nach Jahren leider immer noch nicht zu Taufzwecken verwendet werden konnte, da die Ehe bislang eine kinderlose geblieben, an Kindesstatt angenommen.

Freiherr von Mürzbach hat dem Militärdienst Valet gesagt und lebt mit seiner Gattin froh und glücklich auf seinen Gütern in Schlesien.

Vor einigen Monaten übersandte er an alle Verwandte, Freunde und Bekannte folgende Mittheilung:

Die Verlobung
unserer Adoptivtochter ***Margarethe,***
Rose von Jericho,
mit dem Königlichen Landrath ***St.***
beehren wir uns hiermit anzuzeigen.
*Schloss N...., zu Ostern 188**
Freiherr u. Freifrau zu Mürzbach.

und vor Kurzem fand denn auch die Vermählung statt. Eine große unaussprechliche Freude wurde der Rose von Jericho an diesem Tage zu Theil. Von einem Mitglied des hehren Hauses Hohenzollern lief unter Mitfolge eines prächtigen Brillantschmuckes ein Handschreiben des Inhaltes ein:

„Es ist mir Kunde geworden von dem wundersamen Geschicke der Tochter meines ehemaligen treuen Dieners und so verfehle ich denn nicht der Rose von Jericho Beifolgendes mit dem Wunsche zu übermitteln, in der Erinnerung an ihren Vater, sich damit zu schmücken.

....

Friedrich des Großen Wein-Hoflieferant.

Ende November 1740 entsprach Voltaire einer dringenden Aufforderung Friedrich des Großen, mit dem er bereits seit vielen Jahren in reger Correspondenz gestanden hatte, und kam nach Rheinsberg.

„Dubois," sagte der König in französischer Sprache zum Küchenchef, welchen er gemeinsam mit dem Kellermeister Franke zu sich beschieden hatte, „Sie wissen, daß Ihr eminenter großer Landsmann Voltaire gestern in Rheinsberg eingetroffen ist — Ich hoffe, daß Sie sich seiner Landsmannschaft würdig zeigen werden und in Bezug auf die Küche noch mehr Sorgfalt entwickeln, als ich dies für meine Person beanspruche. Ihr Essen hat in letzter Zeit, hauptsächlich gestern Abend, nicht viel getaugt. Und Sie Franke," setzte der große König

in deutscher Sprache hinzu, indem er sich an den Kellermeister wandte, — „ich jage Ihn mit allsammt Seinen Protektionsmenschen, für die Er den Hoflieferantentitel erschwindelt hat, zum Teufel, wenn nochmals solch' infam Gesöff, das er als Burgunder ausgiebt, auf die Tafel kommt, wie gestern Abend, als Monsieur Voltaire zu Tisch befohlen war."

„Majestät," erwiderte augenverdrehend der Kellermeister — „der Hoflieferant Lambert ist — —"

„Ist ebenso ein Schlingel wie all' die Uebrigen, die aus zwei herrlichen guten Gottesgaben, aus Wein und Wasser und allerlei Gemengsel ein Getränk bereiten, das Gott erbarm'! Nun, und wenn schon an des Königs Tafel gefälschtes Zeug sich einzunisten versucht, wie mag's da erst am Bürgertische, ja selbst am Krankenbette, wo es als stärkend und kräftigend Mittel dienen soll, hausen. Noch einmal soll ich Ursache haben unzufrieden zu sein, oder zu hören von Weinplantschereien, so tritt die Urkunde vom hochseligen König wieder in Kraft, wonach jeder gewissenlose Weinverfälscher die schwarze Schandtafel an's Haus angenagelt bekommt. So, und jetzt rechts um Marsch, erzählt's den Anderen!" In Gänsemarsch setzten sich die beiden würdigen Repräsentanten der Rheinsberger Küche und

des Kellers in Bewegung und verließen den zum Schluß ziemlich ungnädigen König.

Waren auch Franke und Dubois für gewöhnlich nicht allzudicke Freunde, der eben erhaltene Rüffel brachte sie heute etwas näher.

„Se. Majestät ist heute ein wenig übler Laune, glauben Sie nicht auch, Monsieur Dubois?"

„Au contraire — ich kann nicht sagen."

„Was hat Majestät denn zu Ihnen auf französisch gesagt?"

„Oh charmant, Majestät aben gesagt: Mein cher Dubois, ik aben sehr sufrieden mit Ihnen — Monsieur Voltaire, aben gestern gesagt: „Der Essen ist famos — großartig!"

„Das hat der König wirklich gesagt?"

„Parole d'honneur, Monsieur Franke!"

„So? Na mir ist's recht. Ich möchte aber nur wissen, wie dieser armselige Kritzler hier an unsern Hof kommt, dieser Herr von Voltaire. Der Hunger sieht ihm aus den Augen und dabei hat er, wie es scheint, dem König gegenüber gestern über den Wein raisonnirt. Was versteht so eine Schreiberseele von Wein?"

„Monsieur Franke, Sie müssen vorsichtig sein in Ihre Expressions, erstens ist Monsieur Voltaire meine

Landsmann, zweitens ist Monsieur Voltaire eine große ami von Sa Majesté und drittens — ist à la cour von Louis XV. kein größer Weinkenner geweß, als Monsieur Voltaire."

„Nun nehmen Sie mir's nicht übel, Monsieur Dubois, wenn ich Herrn Voltaire einen halbverhungerten Kritzler nannte, — man hat ja eben auch ein gewisses Ehrgefühl — und — bisher hat sich noch Niemand über die Weine beklagt, welche auf die Hoftafel gekommen — —"

„Eh bien, weil man en générale nur Champagner in Rheinsberg trinkt und die Weiß- und Rothweine bei Seite stehen läßt — weil — — weil — soll ick Sie sagen Monsieur Franke der Wahrheit?"

„Nur immer zu!"

„Weil Ihr französischer Wein ist alles miserable Imitation, wo man bekommt Krampf in die Magen und Miserablität in die ventre — Ihre famose Hoflieferant Lambert hat eine große Aehnlichkeit mit unsere liebe Errgott — —!"

„Wie so das, Monsieur Dubois?"

„Weil der liebe Errgott bei die Okzeit von Canan aben auch gemacht aus Wasser, — Wein."

„Ha, ha, ha, ha," lachte der Herr Kellermeister. „Nee, so arg ist es nicht mit der Firma Lambert & Co."

„Ah, sehen Sie, Herr Dubois, so gefallen Sie mir,“ sagte Herr Franke, und reichte ihm die Hand, „immer lustik, immer lustik! Jetzt heißt es alles aufbieten, um uns in die Gunst Seiner Hoheit des Herrn von Voltaire zu setzen. Bon jour Monsieur Dubois.“ „Bon jour Monsieur Franké!“ Die neuen Freunde trennten sich am Schloßhof — Jeder ging nach seinem Revier.

— — — — — — — — — — — — —

Der König that alles nur Mögliche, was Voltaire den langersehnten Gast zu dem Entschlusse bewegen konnte, sich für immer bei ihm einzurichten. Voltaire war bereits einige Tage auf Rheinsberg — und wir treffen ihn eben beim König im Gespräch.

„Nein, mein theuerer Voltaire,“ sagte Friedrich, „wenn ich voraussehen könnte, daß Ihre Verpflanzung im mindesten zu Ihrem Nachtheil ausschlagen möchte, so wäre ich der erste, sie Ihnen abzurathen; ich würde Ihr Glück dem hohen Vergnügen vorziehen, das Ihr Besitz mir gewährt. Aber Sie sind Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als daß zwei Philosophen, gemacht, miteinander zu leben, durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart verbunden, sich diese Genugthuung geben? Ich achte Sie als meinen Lehrer in Beredsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als

meinen tugendhaften Freund. Welcher Unfall, welcher Glückswechsel könnte zu fürchten sein in einem Lande, wo man Sie schätzt, wie in Ihrem Vaterlande, und bei einem Freunde, der ein erkenntliches Herz hat? Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, zu meinen, daß Berlin Paris aufwiegen könne. (Man vergesse nicht, daß diese Worte 1740 ausgesprochen wurden. Der Verf.) Wenn Reichthum, Größe und Pracht eine Stadt liebenswerth machen, so treten wir gegen Paris zurück. Wenn der gute Geschmack an einem Ort der Welt seinen Sitz hat, so gestehe ich, ist es in Paris. Aber bringen Sie denn diesen Geschmack nicht überall hin wo Sie sind? Wir haben Hände, Ihnen Beifall zu klatschen, und was das Gefühl betrifft, so räumen wir keinem Orte der Welt den Vorrang ein. Wie? weil ich Ihr Freund bin, werde ich Ihr Tyrann sein? Ich bin fest überzeugt, Sie werden hier glücklich sein, so lange ich lebe, Sie werden als der Vater der Wissenschaft und des Geschmacks angesehen werden und in mir alle die Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienste von einem erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß. Lieber Voltaire, um zum Schlusse zu gelangen, ich biete Ihnen den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens mit einem Jahrgehalte

von 20 000 Livres neben freier Wohnung, Equipage Küche und Keller an.“

Das waren die Worte des großen Königs, um den großen, leider nicht allzudankbaren Philosophen bleibend an seinen Hof zu fesseln.

Voltaire, wie Jeder weiß, willigte ein und machte nach und nach von der Güte und Gnade des Königs recht weiten Gebrauch. Gourmand in des Wortes verwegenster Bedeutung machte er Monsieur Dubois und Herrn Franke nicht wenig zu schaffen, ja es schien, als ob Herr von Voltaire eine förmliche Reorganisation in Küche und Keller vornehmen wollte. Hieran fand er kräftige Unterstützung Seitens der Herren von Pöllnitz und Algarotti — den bekannten Gesellschaftern des Königs. Längst schon hatten die beiden Letzgenannten sich gegenseitig über die „Miserabletät“ der in letzter Zeit auf die Tafel kommenden französischen Rothweine geäußert — keiner von ihnen jedoch hatte den Muth, dies dem König gegenüber laut werden zu lassen.

Eines Tages fand der König, als Voltaire ihm den noch ungedruckten Mahomet vorlas, daß die Stimme des Dichters nicht den gewohnten hellen Klang habe und auch im Uebrigen sich in seinem Wesen eine gewisse Abgespanntheit bemerkbar machte.

„Sind Sie unwohl, mein lieber Voltaire?" fragte der König.

„Majestät, in der That — ich fühle, und zwar schon seit einigen Tagen, heftigen Kopfschmerz."

„Dann bitte, legen Sie Ihren herrlichen Mahomet bei Seite. Oh welch' hehrer Charakter dieser, Ihr Mahomet."

„Und wie glücklich angelegt in jeder Weise," erwiderte Voltaire mit einem komischen Seufzer, indem er das Manuscript weglegte, — „Mahomet hatte nie Kopfschmerzen, denn — er trank nie Wein. — Stets nur klares unverfälschtes Quellenwasser."

„Sie trinken Wein so überaus mäßig, lieber Voltaire," sagte der König theilnehmend, „glauben Sie, daß er an Ihrem Kopfschmerz Schuld hat?"

„Frei und offen gesprochen, Sire, das glaube ich; ja ich glaube noch mehr und zwar, daß man es wagt den Weinen, welche auf Eurer Majestät Tafel kommen, durch allerlei Manipulationen einen gaumenbestechenden Geschmack zu verleihen - und daß derartig zugerichteter Wein, ob seiner Ingredienzien, der Gesundheit — ja manchmal sogar der laufenden Politik nachtheilig ist oder sein kann."

Der König, welcher zwar in politischer Beziehung keine besonderen, wohl aber in philosophischer und

culinarischer Beziehung große Stücke auf Voltaire's Urtheil hielt — ließ noch am selben Tage die Rheinsberger Kellerei, in welcher allerdings nicht besondes viel Vorrath aufgespeichert war, einer gründlichen Revision unterziehen und den Inhalt jeder Sorte durch den „damaligen" Dr. Bischoff, genau prüfen. Das Resultat dieser zum Todesschreck des Herrn Franke erfolgten Inspizirung war eine vom König eigenhändig an das Haushofmeisteramt gerichtete Ordre, daß, „der bisherige Kellermeister Franke seines Postens ob allzu geringer Vorsorge vor sein Amt — zu entsetzen und durch ein ehrbares weinkundiges Subject — welches sich indeß vorher bei Herrn von Voltaire zur Prüfung zu melden habe — zu ersetzen sei. Daß ferner, dem Lambert in Berlin der Hoflieferanten-Titel ein vor allemale entzogen werde, und daß er seinem Herrgott danken möge, daß er ob seines miserablen Geplantsches nicht noch, — wie es ihm gebührlich, eingesperret werde."

Voltaire versprach dem König, für die Zeit des Rheinsberger Aufenthaltes ihm, durch Vermittlung seines — (Voltaire's) Freundes, des Grafen Argental, echten, ungefälschten französischen „Argentale" zu verschaffen und hielt sein Wort, so daß der König nach Ankunft des ersehnten Traubenblutes, dem Herrn von

Pöllnitz an der Tafel scherzend ein Diplom zur Gegenzeichnung überreichte, welches da lautete:

Wir Fridericus rex, ernannten

Herrn Franz Maria von Voltaire

heutigen dates zu Unserem

Wein-Hoflieferanten.

Rheinsberg, den 2. Januar 1741.

Möge sich auch sonst alles französische unserm Königshause mehr und mehr durch eigene Schuld entfremden, „L'Argentale, le rouge", behauptet auch heute noch permanent seinen Platz auf der Tafel des Königs. — Ein Philosoph à la Voltaire an der Tafel des heutigen Königs von Preußen dürfte aber zu den Unmöglichkeiten gezählt werden, denn seither:

Kann ein echter deutscher Mann, keinen Franzmann leiden,
wenn er auch seine Weine — wenn sie gut sind, gerne trinkt!

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

